

Leseprobe aus:

Iris Radisch

Die letzten Dinge



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

IRIS RADISCH

DIE LETZTEN DINGE

Lebensend-
gespräche

Rowohlt ■

1. Auflage Oktober 2015
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Copyright ZEIT-Artikel © 2015 by
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG
Satz Stempel Garamond PostScript, InDesign, bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH,
Leck, Germany
ISBN 978 3 498 05803 6

INHALT

DIE LETZTEN DINGE 9

JULIEN GREEN

«Altern ist Sünde.» 15

ILSE AICHINGER

«Erfüllte Wünsche sind ein Unglück.» 31

CLAUDE SIMON

«Auch wenn man nichts erlebt,
erlebt man etwas.» 49

PETER RÜHMKORF

«Man muss nur eines wissen:
Was man wirklich und wahrhaftig will.» 61

PÉTER NÁDAS

«Im Tod fängt etwas Großartiges an.» 75

ANDREJ BITOW

«Jedes Leben kann erzählt werden
als eine Kette von Wundern.» 89

GEORGE TABORI

«Der Zufall regiert die Welt.» 101

FRIEDERIKE MAYRÖCKER

«Ich will ganz nah
an das fast nicht mehr Mögliche heran.» 115

SARAH KIRSCH

«Ich glaube eher an Bäume als an Gott.» 133

MARTIN WALSER UND GÜNTER GRASS

«Das Leben wird nur erträglich
durch die Verlängerung in die Kunst.» 149

MARCEL REICH-RANICKI

«Ich bin nicht glücklich.
Ich war es nie in meinem Leben.» 185

ANTONIO TABUCCHI

«Meine Arbeit ist gemacht.» 201

MICHEL BUTOR

«Am Ende hat man den Eindruck,
dass nichts passiert ist.» 211

IMRE KERTÉSZ

«Ich habe alle meine Augenblicke schon erlebt.
Es ist fertig, und ich bin noch da.» 225

GEORGE STEINER

«Wichtig ist, dass man sich ganz klein fühlt.» 239

PATRICK MODIANO

«In der Landschaft des Inneren steht die Zeit still.» 253

AMOS OZ

«Ich selbst bin gar nicht so wichtig. Heute
bin ich noch da, morgen werde ich weg sein.» 269

RUTH KLÜGER

«Der Sinn des Lebens ist das Leben.» 281

QUELLENNACHWEIS DER ABBILDUNGEN 299

*Behind the glass, under the cellophane,
Remains your final summer sweet
And meaningless, and not to come again.*

Philip Larkin

DIE LETZTEN DINGE

Als der Gerichtsangestellte Iwan Iljitsch im Sterben liegt, fällt es ihm wie Schuppen von den Augen: Er hat falsch gelebt. Seine Arbeit, sein Leben, seine Familie, «das war vielleicht nichts, nichts». Jedenfalls nichts, das jetzt, als er sterben muss, noch Bestand hätte. Iwan Iljitsch hatte sich in einem Dasein eingerichtet, von dem er glaubte, dass «man» es so führen müsse. Jetzt sitzt er in seinem schönen Haus, für das er sich abgearbeitet hat, und versteht nicht mehr, wozu das alles nötig war.

Das drohende Lebensende ist in Tolstois Erzählung *Der Tod des Iwan Iljitsch* eine Tür, durch die Lebenslügen nicht hindurchpassen. Alle haben dem fleißigen Gerichtsangestellten stets versichert, es gehe Schritt für Schritt bergauf: Ausbildung, Heirat, Kinder, Beförderung. Jetzt erkennt er, dass es in Wahrheit immer nur bergab gegangen ist. Die Freuden des Lebens wurden kleiner. Die Sorgen um das Geld, die Enttäuschungen in der Liebe, die Langeweile im Alltag wurden größer. Alles Wichtige hatte er auf später verschoben. Und jetzt gibt es kein Später mehr. In den letzten drei Tagen seines Lebens schreit er vor Verzweiflung.

Die Falle, in die Iwan Iljitsch getappt ist, heißt: Aufschub. Wenn endlich Sonntag ist, wenn man endlich

dies und das erreicht hat, wird sich alles, alles auszahlen. Irgendwann wird man mit dem eigentlichen Leben anfangen, für das man ständig vorsorgt. Und sei es in der Rente. Und wenn auch das nicht klappt, muss man auf das Paradies hoffen. Das Prinzip Aufschieben hält alle auf dem Laufband.

Das Lebensende erzwingt einen Wechsel der Blickrichtung. Während man sich bislang im Fortschrittsmodus bewegt und nur nach vorne gestarrt hat, sieht man jetzt zurück. Das Vorsorgeprinzip hat seinen Sinn verloren. Man kann nicht mehr darauf bauen, demnächst mit dem Leben anzufangen, wenn man gerade damit aufhören muss. Der Horizont, in dem sich taktisches und angepasstes Verhalten auszahlen könnte, verkürzt sich. Wozu die kostbare Lebensendzeit an Überflüssiges verschwenden? Wozu Kompromisse machen? Daraus entsteht die Altersradikalität. Ältere Menschen sind dann manchmal zynisch oder verzweifelt, weil sie sich mit keinen neuen Versprechen mehr trösten können. Aber sie haben auch eine neue Freiheit gewonnen, weil sie sich von falschen Vorspiegelungen nicht mehr betrügen lassen. Martin Heidegger, dessen Philosophie ihre existenzielle Kompromisslosigkeit aus dem Nachdenken über das Lebensende bezieht, nennt diese letzte Klarsicht eine «von den Illusionen des Man gelöste, ihrer selbst gewisse Freiheit zum Tode». Daraus folgt: Verzettele dich nicht in den zahllosen Nebenumständen deines Daseins, sondern kümmere dich um den «Grund», um die «Eigentlichkeit» deiner Existenz.

Niemand weiß, auch Heidegger wusste es nicht, ob auf diesem letzten Grund der Existenz wirklich das echte und unverdorbene Leben geduldig auf seinen Besitzer wartet.

Oder ob nicht hinter allen Verpackungen und Ablenkungen – *Behind the glass, under the cellophane*, wie es im Gedicht von Philip Larkin heißt – einfach nichts mehr kommt. Kein letzter Sommer, keine letzten Dinge, kein «eigentliches Ganzsein des Daseins», um ein letztes Mal Martin Heidegger dazwischenreden zu lassen. In diesem Fall ist die Verpackung schon alles gewesen: ein Leben unter Zellophanpapier, das unausgepackt zu Ende geht.

Ich habe mich immer gerne mit Menschen über die letzten und vorletzten Dinge unterhalten, die davon keine gefestigten religiösen oder philosophischen Vorstellungen haben. Schriftsteller, vor allem ältere, die viel erlebt und viele Illusionen verloren haben, sind in der Regel solche sympathisch ungefestigten Gesprächspartner. Sie sind häufig bereit, auch auf Fragen zu antworten, die in die weniger gut erschlossenen Gebiete der Existenz führen. Mich interessiert, wie der nahe Tod ihren Blick auf die Welt verändert. Ist, was einmal wichtig war, unwichtig geworden? Welche Fragen werden unter dem Eindruck des Lebensendes radikaler und vielleicht ehrlicher beantwortet als zuvor? Und woher weiß man am Ende, ob ein Leben gelungen ist?

Die achtzehn Lebensendgespräche in diesem Buch sind Abschiedsgespräche. Die Interviews mit Marcel Reich-Ranicki, George Tabori und Antonio Tabucchi waren tatsächlich die jeweils letzten ihres Lebens. Fast alle der hochbetagten Gesprächspartner müssen sich und der Welt nichts mehr beweisen, sich nicht mehr anpreisen und niemanden mehr schonen. Die Masken dürfen fallen.

Was darunter zum Vorschein kommt, ist nicht selten eine heitere Gelassenheit. Es gibt aber auch, und zwar

besonders unter den befragten jüdischen Autoren, eine erschütternd schonungslose Bilanz. Manche Gesprächspartner sind von so ungebrochener Schaffensfreude, dass der Gedanke an das möglicherweise nahe Lebensende blanke Empörung hervorruft. Andere haben zu einem Gleichmut gefunden, in dem der Tod seinen natürlichen Platz hat. Wieder andere sehnen sich nach dem Tod und betrachten ihr Leben als etwas, das sie schon hinter sich gelassen haben.

Meistens fanden die Gespräche in den Wohn- und Arbeitszimmern der Autoren statt. In Paris, in Moskau, in Lissabon, in Tel Aviv, in Budapest, in Hamburg, in Cambridge, in Göttingen, in Lucinges, in Berlin, in Wien, in München, in Tielenhemme und in Behlendorf. Das erste Gespräch im Herbst 1990, das letzte im Frühling 2015. In allen Gesprächen wird nebenbei ein Zeitalter besichtigt, werden Themen und Etappen der europäischen Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts durch ihre Protagonisten noch einmal lebendig: das Kriegs- und Nachkriegsfrankreich durch die Literaturnobelpreisträger Claude Simon und Patrick Modiano, der Nouveau Roman durch Michel Butor, die Gruppe 47 durch Ilse Aichinger, das katholische Europa durch Julien Green, die jüdisch-europäische Geistesgeschichte durch George Tabori, George Steiner und Amos Oz, Auschwitz und die Judenverfolgung durch Imre Kertész und Ruth Klüger, die russische Seele durch Andrej Bitow, die DDR-Dissidentengeschichte durch Sarah Kirsch, der Geist der alten Bundesrepublik durch Peter Rühmkorf, Günter Grass und Martin Walser, die Wiener Schule durch Friederike Mayröcker, das Drama des italienischen Niedergangs in der Berlusconi-Ära durch Antonio Tabucchi.

In vielen Gesprächen wird der Tod direkt thematisiert – etwa in dem Gespräch mit Péter Nádas, der schon einmal für einige Minuten gestorben zu sein schien und von seinem Besuch im Vorraum des Todes erzählt. Aber immer geht es um die Kunst zu leben und darum, was Bestand hat, wenn die Sanduhr ausläuft und die Selbsttäuschungen sich verflüchtigen.

Wer war ich? Und wer bin ich jetzt, da ich gerade dabei bin zu verschwinden? Die Antwort ist ein Chor sich kreuzender, sich widersprechender Stimmen von Toten und Lebenden, der nicht aufhört zu reden, solange noch jemand zuhört.





JULIEN GREEN

«Altern ist Sünde.»

Herbst 1990. Ich bin auf dem Weg zu einer Legende: Julien Green, 90 Jahre alt, Freund von André Gide und François Mauriac, Autor grandioser Romane wie *Moira*, *Leviathan* oder *Adrienne Mesurat*, über den Walter Benjamin in den zwanziger Jahren eine enthusiastische Kritik geschrieben hat. Ich habe Lampenfieber. Ein Besuch bei der 90-jährigen Nathalie Sarraute, der nicht minder legendären Erfinderin des Nouveau Roman, war kurz zuvor ziemlich unrühmlich verlaufen. Ich hatte die Schriftstellerin in ihrem weitläufigen Appartement im 16. Pariser Arrondissement mit den kompliziertesten Fragen zu ihrem Werk überschüttet. Irgendwann sah die strenge alte Dame mich mitleidig an und sagte: «Sie sind wohl noch eine Anfängerin.»

Bekommen sitze ich im Flugzeug nach München, wo der Schauspieler Thomas Holtzmann in den Kammerspielen in Gegenwart des französischen Autors aus dessen Werk lesen soll.

Nach der Lesung lerne ich Julien Green und einen deutlich jüngeren Herrn kennen, der den greisen Star begleitet. Es ist der französische Autor Jean-Éric Jourdan-Green, den Julien Green «meinen Sohn» nennt und der ihm in der Doppelrolle als Adoptivsohn und hin-

gebungsvoll sorgender Lebensgefährtin zur Seite steht. Beim Abendessen in einem noblen Münchner Restaurant schneidet er «seinem Vater» das Fleisch in mundgerechte Stücke. Julien Green kaut und schweigt.

Das Interview findet am nächsten Morgen in einer Suite des Hotels Vierjahreszeiten statt. Der muntere Éric platziert mich in einem Sessel neben Green, dem er eine Wolldecke über die Knie gelegt hat, und macht sich auf die Suche nach einem silbernen Gehstock – Jahrgang 1870, wie Julien Green mir zuflüstert –, der in den Weiten des Hotels verloren gegangen ist.

Dann sind wir allein: nur einen knappen Meter im Raum und sechzig Jahre in der Zeit voneinander getrennt. Ich habe es damals nicht gleich gemerkt, aber der berühmte Funke zwischen uns muss in diesem Augenblick übersprungen sein. Julien Green spricht sehr leise, fast so, als käme es auf Worte in seinem hohen Alter nicht mehr genau an. Dennoch ist es nicht einfach, ihn zu unterbrechen. Ohne eine neue Frage abzuwarten, redet er einfach weiter und weiter und erzählt, was er erzählen will.

So ist er es, der das Gespräch auf seine Homosexualität lenkt und sagt, dass er nie ein Homosexueller gewesen sei, obwohl er das Leben eines Homosexuellen geführt habe. Obwohl er mehrfach einstreut, dass derartige Geständnisse nicht seine Art seien und mich vielleicht auch gar nicht interessierten, fährt er mit einem, wie es mir im Nachhinein vorkommt, gewissen Bekenntniseifer fort, weitere sehr persönliche Eröffnungen zu machen. Wir sprechen über die Fragen, die den gläubigen Katholiken in seinen letzten Lebensjahren umtreiben, über die Sünde, die erotische Lust, die Überwindung der Sexualität, über seinen Glauben und den Tod. Ich antworte ihm, dass das Wort

Sünde mir und den meisten Leuten meiner Generation nicht viel bedeute und dass ich nicht verstünde, warum er seine Sehnsucht nach Männern bekämpfe.

Meine Offenheit scheint ihn nicht zu stören. Im Gegenteil. Am Schluss des Gesprächs sieht er mir ganz unvermittelt in die Augen und fragt: «Sind Sie glücklich?» Es folgt eine angenehme Stille, in der ich nach einer wahren Antwort suche. Bis heute weiß ich nicht, warum er mich das gefragt hat. Einige Jahre später habe ich ein paar Zeilen von ihm gefunden, in denen ich seine Stimmung in diesen Momenten wiederzuerkennen glaubte: «Offenherzig reden, ohne Rücksicht auf das Alter oder was auch immer, über die persönlichsten Dinge, wissen, dass man verstanden wird, und wissen, dass die wirklich wichtigen Fragen ganz nahe sind.»

Dann kommt Éric zurückgewirbelt, das silberne Stöckchen vor sich herschwingend, und das Leben setzt wieder ein. Ein paar Minuten später stehe ich auf der Maximilianstraße im Nachmittagsverkehr. Für anderthalb Stunden bin ich in einer anderen Welt, in einem anderen Zeitalter gewesen.

Julien Green ist acht Jahre nach dem Gespräch, am 13. August 1998, im Beisein von Éric in seinem Pariser Appartement in der Rue de Vanneau gestorben. Sein Tagebuch aus den Jahren 1990 bis 1996 enthält noch einen letzten Gruß. Am 16. Oktober 1990 steht da: «Langes Gespräch mit einer Journalistin für *Die Zeit*. Wie immer habe ich viel gesprochen oder vielmehr auf ihre *Antworten* geantwortet, die immer persönlicher wurden, was sie selbst betraf. Sie ist gläubig und kann nicht begreifen, was eigentlich Sünde unter dem Namen des Bösen ist. Böses tun ... Ich glaube, würde man diesen unverständlichen

Begriff fallen lassen und ihn durch die Vorstellung eines Hindernisses zwischen der Liebe zu Gott und der Seele ersetzen, dann würde man klarer sehen. Ein Mensch, der dem Geschlechtstrieb nachgibt, hat überhaupt nicht den Wunsch, sich an Gott zu versündigen, doch in vielen Fällen verhindert dieser Mensch die Vertrautheit zwischen Gott und dem, was in uns ist, das auf Ihn zugehen möchte. Die Kirche hat daraus jahrhundertlang ein Schreckgespenst gemacht. Meine Gesprächspartnerin scheint für diese Art, das Problem zu sehen, empfänglich zu sein, sie sagt mir, dass die Jugend sich vor der Zukunft fürchtet, weil man nicht weiß, wohin dieses Jahrhundert geht. Sie ist Pazifistin wie ich. Sie ist einfach und besorgt, und ich fühle mich ihr nah.»

Sie haben über dreißig Bücher geschrieben und hatten schon vor fünfzig Jahren mit Ihren Romanen *Leviathan* oder *Der andere Schlaf* große literarische Erfolge. Sie sind so alt wie dieses Jahrhundert. Ist die Welt von heute noch Ihre Welt?

Es gibt gewaltige Veränderungen. Früher sah man die Geschichte hinter allen Dingen. München zum Beispiel war außergewöhnlich, es hatte etwas Überaltertes, wenn Sie das verstehen, etwas Poetisches, es war voller Geschichte. Nach dem Krieg war nichts mehr davon übrig.

Gab es eine Epoche in Ihrem Leben, von der Sie im Rückblick sagen könnten: Das war wirklich meine Zeit, hier war ich zu Hause?

Die Zeit meiner Kindheit und meiner Jugend kann man nur wunderbar nennen. Es war die Zeit der Pferdebusse

und so weiter. Es war noch vor der Benzin-Welt. Diese Epoche endete 1914.

Es würde einen heute erstaunen, wie wenig damals auf der Straße los war. Es gab nur ein paar Kutschen, nicht dieses Gedränge von Leuten aus allen möglichen Ländern wie heutzutage in Paris. Und dann gab es die Zeit von 1920 bis 1933. Es war eine sorglose Zeit, jedenfalls in Paris, deren literarische Produktion außerordentlich war, es war eine ziemlich glückliche Zeit.

Als Hitler an die Macht kam, schlug die Stimmung um. Paris ist immer ausdrucksloser, immer neutraler geworden. Man spürte, dass etwas passieren wird. In meinem amerikanischen Roman *Die Sterne des Südens* gibt es eine ähnliche Unsicherheit und Unruhe, die bald zur Gewissheit eines Krieges wird. Der Krieg hing wie eine dunkle Wolke über diesen Jahren. Trotzdem war das meine Zeit. Wenn ich mir eine Zeit aussuchen könnte, würde ich die Jahre zwischen 1920 und 1933 in Paris wählen.

Und die Gegenwart?

Sie ist wunderbar und beängstigend, weil man nicht weiß, wohin es geht. Ein alter Landpfarrer hat mir einmal gesagt: «Ich weiß nicht, wohin wir gehen, aber wir gehen geradeaus.» So ist das heute. Sogar noch schlimmer. Nehmen Sie nur Rumänien, den Golfkrieg ...

Was hat sich für Sie damit verändert?

Ich habe mich nie aktiv für die Politik interessiert. Es gibt in der Politik ein zerstörerisches Element, sie zerstört sich selbst. Sie erreicht nie etwas. Vor ein paar Jahren traf ich in Berlin einen alten Juden, Leo Löwenthal, der ist einen Tag älter als ich. Er fragte mich, wozu haben

diese Kriege genutzt, die wir erlebt haben. Zu überhaupt nichts, habe ich geantwortet. Immer fängt man wieder von vorne an. Es gibt keinen Krieg, der zu einem ein für alle Male endgültigen und international anerkannten Ergebnis geführt hat. Kein Ergebnis ist endgültig. Also geht das Gemetzel immer weiter. Und die Jugend muss es bezahlen. Man opfert die Jugend in den Kriegen, das ist unerträglich, man zerstört so viel Zukunft. Wir wissen nicht, wie viele große Männer von morgen in den Schlachten gefallen sind. Ich bin Pazifist. Und ich erzähle Ihnen noch etwas:

Als ich 1917 siebzehn Jahre alt war, kam mein Vater, der selbst noch Soldat im Sezessionskrieg war, zu mir und sagte, du musst etwas für die Alliierten tun. Also ging ich zur Ambulanz von Verdun, und die ganze Nacht hörte ich den Kanonendonner, ein grauenvoller Krach. Dann brachten sie einen Toten, dessen Gesicht man mit einer Jacke zugedeckt hatte. Ich sah nur seine Hände. Das waren die Hände eines ganz jungen Mannes. Das hat mich erschüttert. Ich habe nie jemanden getötet. Ich habe mir selbst versprochen, nie jemanden zu töten. Allerdings habe ich auch viel Tolstoi gelesen, und das ist für immer in mir geblieben.

Obwohl Sie behaupten, sich nicht für Politik zu interessieren, kommentieren Sie in Ihren Tagebüchern die Weltereignisse.

Nein. Ich schreibe sie nur auf. Ich sage nie meine Meinung. Außer im Fall Rumäniens. Da war ich menschlich angerührt. Und dann über Hiroshima. Japan war doch damals schon bereit, Frieden zu schließen, und Roosevelt behauptete, man müsse diesen Schlag führen, um unsere

Macht zu demonstrieren. Das ist doch widerlich! Das geht doch nicht.

Sie schreiben seit Jahrzehnten beinahe täglich an Ihrem Tagebuch, wohl wissend, dass diese Tagebücher eines Tages alle veröffentlicht werden. Fühlen Sie sich dabei als eine öffentliche Person?

Ich bin Romancier. In meinen Tagebüchern gibt es nichts Persönliches. Sie sind wie Kilometersteine an einer Straße auf einer langen Reise. Mit ihnen weiß man immer ungefähr, wo man ist. Ich schreibe über das, was ich lese. Und über den Glauben, der eine große Rolle in meinem Leben spielt. Die größte Rolle in meinem Leben. Und ich schreibe über Menschen. Ich mache Porträts von Besuchern, von Schriftstellern, von Leuten, die ich treffe. Ich beschreibe meinen Alltag. Ich erzähle Ihnen aber ziemlich viel. Sind Sie zufrieden?

Sehr. Aber darf ich Sie fragen, warum der Glaube in Ihrem Leben eine so große Rolle gespielt hat? Warum haben Sie sich dafür entschieden, katholisch zu werden? Meine Mutter war Protestantin. Sie war sehr englisch und erzog mich streng anglikanisch, mit einem absoluten Verbot der Lüge. Das Evangelium wurde wörtlich genommen. Das war sehr streng und nachlässig zugleich. Als meine Mutter 1914 starb, hat sie die Religion mit sich fortgenommen. Aber das Bedürfnis nach der Religion war für mich von frühester Kindheit an natürlich. Ohne die Verbindung der Seele mit Gott kann man die Dinge nicht beurteilen.

Als meine Mutter ein Jahr tot war, entdeckte ich ein Buch über den katholischen Glauben, aus dem meine

Mutter für mich sprach. Also verliebte ich mich in den Katholizismus. Mein Vater vertraute mich einem Jesuiten an, der mich für einen Engel hielt. Aber ich bin kein Engel. Er wollte mich unbedingt in ein Kloster stecken. Aber ich wollte die Natur nicht verlassen. Die Bäume, den Wald und all das. Ich war noch sehr kindlich. Ich gehorchte meinem Vater und meiner Mutter immer. Ich war nie ungehorsam.

Dann habe ich begonnen zu schreiben. Ich hatte Glück, weil meine ersten Bücher, *Mont-Cinère* zum Beispiel oder *Adrienne Mesurat*, ganz anders waren als die Bücher, die zu dieser Zeit geschrieben wurden. So haben sie schnell ein großes Publikum gefunden.

Diese Bücher sind über sechzig Jahre alt. Sind sie Ihnen fremd geworden?

Nein. Es gibt Bücher, die sich nicht verändern, *Moira* zum Beispiel hat mich sehr bewegt, als Thomas Holtzmann den Text in den Münchner Kammerspielen gelesen hat. Vielleicht ist das nichts für die Öffentlichkeit, weil es zu persönlich ist. Aber es gab in meinem Leben immer einen Kampf zwischen dem Körper und der Seele. Das habe ich von meiner Mutter. Es ist ein Kampf gegen die sexuelle Begierde in allen ihren Formen. Das war schon immer meine Idee. Und als ich plötzlich *Moira* wieder hörte, sagte ich mir, das ist doch alles genau so wie in meinem letzten Theaterstück *Süden*. Man muss etwas töten, ein Hindernis töten. Das ist die Sünde. Man muss sie in jeder Nacht und überall töten. Darüber habe ich heute die ganze Nacht lang nachgedacht.

Es ist doch eigenartig. Es gibt das Leben, das viele junge Leute führen und das auch mein Leben war. Und doch

habe ich eines Tages begriffen, dass man unbedingt damit aufhören muss.

Aber ich sollte Ihnen das nicht sagen. Interessiert Sie das?

Ja, das interessiert mich sehr.

Vor einigen Jahren hatte ich das Gefühl, jetzt sollte ich vollkommen Schluss machen. Mit allem. Mit dem religiösen Leben, mit dem intellektuellen Leben, mit den Romanen. Und dann habe ich die beiden amerikanischen Romane geschrieben, in denen es diesen Kampf nicht gibt. Da geht es um etwas anderes. Um die Erinnerung an meine Mutter. Meine Mutter konnte die Niederlage des Südens einfach nicht anerkennen. So war sie. Sie hat mir ihr Leben lang vom Süden erzählt. Als ich während des Schreibens an den *Sternen des Südens Vom Winde verweht* entdeckte, habe ich zunächst aufgehört. Dann sagte ich mir aber, dass dieses Buch am Anfang des Krieges beginnt. Mein Buch beginnt früher, um 1850. Also haben wir nicht dasselbe Thema.

Ist der amerikanische Süden um 1850 Ihr verlorenes Paradies?

Nicht ganz. Das hat nichts mit dem Glauben zu tun. Es gibt zwar im zweiten Band eine Frau, die katholisch wird, aber den alten Konflikt zwischen Körper und Seele gibt es in diesen Romanen nicht. Das war überwunden. Es gab nur noch den Sezessionskrieg. Und es gibt die Widmung. Der erste Band ist meiner Mutter gewidmet, der zweite Band ist allen Soldaten der Nord- und Südstaaten gewidmet, die in diesem Krieg gefallen sind. Darin steckt Pazifismus. Denn die Soldaten haben sich nur einspannen

lassen. Hass gibt es nur zwischen Regierenden. Die Jugend hasst sich nicht. Ich liebe die Jugend.

Wenn Sie der Jugend von heute einen Rat geben sollten, was würden Sie sagen?

Es ist schwer. Es gibt so viele Bedrohungen. Ich denke an eine bestimmte Krankheit, die man gar nicht nennen darf, das ist der Albtraum der neuen Epoche. Aber die Jugend ist zu allem fähig, sie ist die Zukunft.

Betrübt es Sie nicht, dass die jungen Leute nicht mehr so im Glauben leben, wie Sie sich das wünschten?

Stimmt das denn? Manchmal verschwindet der Glaube unter der Erde. Er versteckt sich und kommt in Zeiten großer Verzweiflung wieder hervor. Man kann eine Religion nicht töten. Unmöglich.

Und die Ungläubigen?

Ach, die Ungläubigen! Sind sie denn ungläubig? Es gibt keinen vollkommenen Atheismus. Das ist gegen die Natur. Vielleicht ist der Atheismus nur ein Mangel an Vorstellungskraft. Trotz allem haben alle Menschen ein Gewissen. Dafür gibt es keine Erklärung. Man muss der Jugend vertrauen.

Der Kampf des Körpers mit der Seele, wie Sie sagen, ist das wichtigste Thema in Ihren Büchern. Warum vertrauen sich Körper und Seele so schlecht?

Man muss viel erlebt haben, um zu begreifen, dass die sexuellen Freuden nicht alles sind. Es gibt noch etwas anderes. Die sexuelle Freude kann kein Leben ausfüllen. Oder nur ein sehr miserables, ein mitleiderregendes Leben. Das

andere ist mindestens genauso stark. Man kann die Existenz der Seele nicht leugnen. Es gibt sie.

Aber junge Menschen versuchen, beides zu leben: Seele und Körper.

Darin sehe ich keinen Widerspruch. In allen meinen Büchern wollte ich das ausdrücken.

Warum gibt es dann in Ihren Romanen so viele unmögliche Liebesgeschichten?

Am Ende schließt das eine das andere aus. Körper und Seele sind zwei Kämpfer, die ihr Leben damit verbringen, gegeneinander anzutreten. Sie treten immer zusammen auf.

Das macht die Liebe unmöglich?

Ja, ja. Die unmögliche Liebe. Ich weiß. Das ist so. Ich stelle das nur fest. Die unmögliche Liebe, das bin ich selbst.

Gibt es keinen Ausweg?

Nein, denn man kann die Seele nicht verneinen. Die Seele ist das Wichtigste. Es ist den Menschen als Menschen unmöglich, sexuelle Freude zu empfinden. Nicht aus eigener Kraft. Man muss Gott um die Kraft bitten. Gott ist da, um zu handeln. Er verlässt niemanden. Wenn man ihn um etwas bittet, gibt er es immer. Immer.

Sie haben heute Nacht über die Sünde nachgedacht. Was ist das?

Das scheint mir völlig klar zu sein. Man geht auf die Straße und sieht sie. Die Sünde ist überall. Die Leute sind durch Lebensmüdigkeit gebrochen, durch Traurigkeit und Unglück. So geht es den Menschen.